wie später, als ihm die Arbeit schon zu einer Gewohnheit geworden war. In seinen letzten Jahrzehnten war er nämlich ein ausdauernder Arbeiter, der sich durch nichts abhalten ließ. Er erzählte gern davon, am liebsten aber von seiner Fußreise, die er noch kurz vor seinem 100. Geburtstag gemacht und bei der er 500 Kilometer in sieben Tagen bewältigt hatte.

Auf die jungen Mädchen war er schlecht zu sprechen, weil sie Puder und Schminke brauchen und die Nächte durchtanzen. Ihnen sagte er oft: „Wenn ihr jungen Mädchen ebenso alt werden wollt, wie ich, müßt ihr euer Lebensprogramm völlig ändern."

Uebrigens scheint es sich bei Coughlan um eine langlebige Familie zu handeln, denn auch seine Frau hatte bereits das 107. Jahr erreicht, als sie im vorigen Jahre starb. Und sein Sohn, von dem Coughlan nur als von „dem Jungen" zu sprechen pflegte, scheint ebenfalls in die Fußtapfen seines Vaters wandeln zu wollen; er hat nämlich bereits das 82. Lebensjahr erreicht, so daß er nicht mehr allzuweit von dem väterlichen Rekord entfernt ist.

Heimatecke

Wie im Jahre 1812 im Kanton Warburg die Spinnstuben und Gelddönten verboten wurden.

Von Hans Schmidt, cand. phil., Frankfurt a. Main

Seit altersher hat in der näheren und weiteren Umgebung von Warburg die Spinnerei und Weberei eine große Rolle gespielt. Für große Teile, besonders der Landbevölkerung waren dies wichtige Erwerbszweige, die oft nur einen kärglichen Gewinn abwarfen. Durch die moderne Industrieentwicklung sind nun leider diese ländlichen Erwerbszweige fast völlig vernichtet. Nur ganz selten hört man noch in abgelegenen Dörfern den Handwebstuhl klappern und die Spinnräder lustig schnurren und das hohe Lied der Arbeit singen. Dadurch ist ein großes Stück Berufsromantik dem nagenden Zahn der Zeit zum Opfer gefallen.

Vor 120 Jahren, in der Franzosenzeit, war das noch anders. Da sammelte sich nach den langen Winterabenden das junge Volk in den Spinnstuben und spann und trieb allerlei Kurzweil. Diese Spinnstuben sind für die Volkskunde von höchster Wichtigkeit geworden und so manches kleine Volkslied und so manche Spukgeschichte, die heute noch im Volksmunde umgehen, verdanken den Spinnstuben ihr Dasein und ihre Ueberlieferung. Nun darf man sich allerdings diese Spinnstuben nicht allzu romantisch vorstellen. Ein Arzt schildert sie im Jahre 1793 folgendermaßen: „Die enge Stube ist von Menschen, Vieh und Hausrath vollgestopft. Die männlichen Personen dampfen unaufhörlich stinkenden Tabak, oft auch die Weiber. Der Ofen ist zum Rotglühen eingeheizt. Die Tranlampe verbreitet einen schwachen Schimmer und einen dicken, stinkenden Rauch. Dazu das Ausdünsten der vielen Menschen! Kaum kann die schwarze Höhle in Kalkutta fürchterlicher seyn als solche Spinnstube in Westfalen im Winter"

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatte man Versuche, in sogenannten Dorfordnungen gegen die Spinnstuben vorzugehen, da sich im Laufe der Zeit bei diesen Zusammenkünften manche Mißbräuche eingebürgert hatten. Man trank dort übermäßig, und auch sittliche Ausschweifungen waren an der Tagesordnung. Deshalb bestimmte ein Reglement für das Fürstbistum Paderborn aus dem Jahre 1801: „Da auch in verschiedenen Orten üblich, daß die jungen und ledigen Leute unter dem Vorwande der Spinnerey ausgehen und bis Mitternacht und noch länger zusammenbleiben, dabey aber allerhand Muthwillen, Bosheit und auch wohl Diebereyen ausgeübt werden, so soll das sogenannte Spinnengehen hinkürder ganz und gar abgeschafft seyn und derjenige, der dagegen handelt und des Abends zum Spinnen läuft, mit 2 Thalern und derjenige, welcher Gesellschaften zum Spinnen in seinem Hause gestattet, mit 3 Thalern bestraft werden."

Viel geholfen hat aber diese Verordnung nicht, da sich gegen tief eingewurzelte Volksgewohnheiten schwer ankämpfen ließ. Zudem wurde diese Verordnung nicht überall mit der nötigen Strenge durchgeführt.

In der Franzosenzeit und zur Zeit des Königreichs Westfalen unternahmen die westfälischen Behörden im Jahre 1812 einen neuen Anlauf zur Beseitigung der Spinnstuben und Gelddönten. Am 21. März 1812 wurde im Kanton Warburg folgendes Edikt des Kasseler Präfekten bekannt gegeben: „Erwägend, daß mit den bey den Landleuten gebräuchlichen sogenannten Gelddönten ein in ökonomischer und sittlicher Hinsicht verderblicher Mißbrauch getrieben wird, verordne ich, um diesem Mißbrauch Einhalt zu thun, für den Kanton Warburg folgendes:

Art. 1

Die sogenannten Geld-Dönten, das heißt solche gesellschaftlichen Zusammenkünfte, wozu die Gastgeber in der Absicht einladen, um von den Gästen durch freywillige Spenden für die Kosten der Bewirtung entschädigt zu werden, sie mögen nun bey gelegentlichen Familienfesten und sonstigen Vorfällen, zum Beispiel bei Hochzeiten, Kindtaufen, Haushebungen usw. oder außerdem veranstaltet werden, sind künftig nur in dem einzigen Falle erlaubt, wenn der Maire (Bürgermeister) oder die Munizipalität (Stadtverwaltung) selbige vermittelst einer schriftlichen und mit dem Mairesiegel zu versehenden Bescheinigung ausdrücklich gestattet wird.

Art. 2

Die Herren Maires werden dergleichen Bescheinigungen nur äußerst selten und aus ganz besonderen Gründen, worüber sie auf Erfordern Rechenschaft abzulegen haben, austheilen.

Art. 3

Wer eine Geld-Dönte veranstaltet, ohne sich die im Artikel 1 erwähnte Erlaubnis verschafft zu haben, ingleichen derjenige, welcher eine solche in seinem Hause zugelassen hat, er mag nun eine Gast- oder Schenkwirtschaft unterhalten oder nicht, endlich jeder Gast, welcher an einer ohne Erlaubnis stattgefundenen Geld-Dönte theilnehmen wird, soll auf Betreiben des Maire oder Polizey-Kommissars bey dem Munizipal-Polizey-Tribunal seines Kantons verfolgt und mit einer Geldstrafe bis zu 20 Thalern belegt werden.

Der Gastgeber haftet für die Geldstrafen, womit diejenigen Gäste belegt worden sind, deren man entweder nicht habhaft werden kann, oder die man zahlungsunfähig befinden mögte.

Art 4

Die üblichen Abend-Spinnereien, das heißt nächtliche Zusammenkünfte von Personen beiderley Geschlechts, in der Absicht mit einander zu spinnen, es mag dies zu Gunsten derjenigen Person, bei welcher die Zusammenkunft stattfindet, geschehen oder nicht, sind hiermit gänzlich verboten, weil sie nicht nur ganz nutzlos sind, sondern auch zu mancherley Ausschweifungen und Unordnungen Veranlassung geben.

Art. 5

Die Herren Maires sind mit der Vollziehung dieser Verordnung in ihren Verwaltungsbezirken beauftragt und soll für deren Bekanntmachung auf dem gewöhnlichen Wege gesorgt worden."

Damit schließt die Verfügung des Kasseler Präfekten. Sie hat genau so wie die früheren Verordnungen nur wenig genutzt. Erst das Hereinbrechen der neuen industriellen Epoche und der damit verbundene Niedergang der Handspinnerei und Handweberei hat hier Wandel geschaffen und zum Schaden der Volkskunde mit den alten Gebräuchen des Volkes aufgeräumt. Reste hiervon haben sich jedoch bis heute in abgelegenen Gegenden erhalten.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

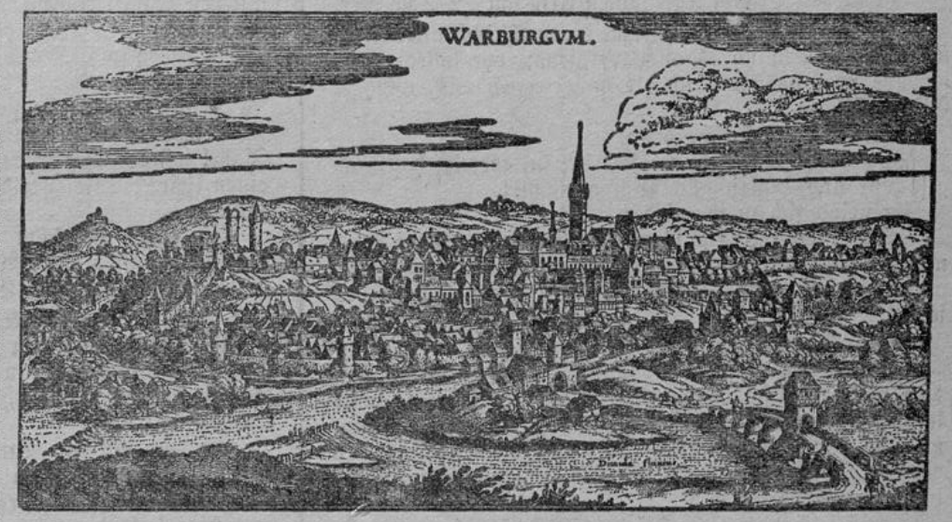
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 19 | 6. März 1932 | 6. Jahrgang



Ackermann, Stuttgart

Von Anny von Panhuys

6. Fortsetzung.

Es war jener so ein armes Geschöpf, das, noch lebensunkundig, sich gar nicht bewußt war, wieviel es leistete und daß es durch seine Leistungen viel Geld zu verdienen vermochte.

Er glaubte nicht, daß die blonde Schönheit den Menschen liebte.

Max Gehrke gab auf die Frage Antwort.

„Nein, meine erste Frau ist nicht tot."

Lothar von Brandt dachte, daß also dieser Mann mit der Clownsfratze von seiner ersten Frau geschieden sei.

Isabel kämpfte mit ihrem Uebermut. Der große schlanke Herr gefiel ihr.

„Die erste Frau von meiner Mann ist zufrieden, daß er mir 'aben genommen für seine zweite Frau."

Lothar von Brandt erschrak. Wie unbekümmert und harmlos diese blutjunge Person ausplauderte, daß die erste Frau damit einverstanden gewesen wäre, daß sie ihren Platz einnahm.

Er war davon unangenehm berührt.

Zugleich fiel ihm ihr merkwürdiges Deutsch auf.

Forschend sah er sie an, — trotz allem mußte er sich dieses unendlich reizvolle Gesicht einprägen.

Er fragte mit gequältem Lächeln: „Was für eine Landsmännin sind Sie eigentlich, junge Frau?"

Sie lächelte auch.

„Ich rede in meine 'eimatsprache, spanisch!" gab sie zurück und dachte, nun weiß er gar nichts. Nun konnte sie aus Spanien sein oder aus Argentinien oder Kuba oder Havanna, da ja die spanische Sprache sehr verbreitet war.

Er sah sich flüchtig um, die Umgebung beengte ihn plötzlich entsetzlich.

Das plumpe Oberhaupt der kleinen Wanderarena lächelte fortwährend seine Frau an, und sie lächelte zurück mit soviel Liebenswürdigkeit und Frohsinn, daß er dachte: „Vielleicht liebt sie den Kerl mit dem stoppeligen Kinn, dem graues Haar aus den Ohren wuchs, doch!" Unglaublich! Aber es gibt oft die unglaublichsten Dinge auf der Welt.

„Ich will Sie nicht länger stören, es war sehr interessant, einmal zu wissen, wie fahrende Künstler leben!" sagte er. „Also nochmals glückliche Reise, Herr Direktor." Er konnte nicht anders, er mußte sich vor der Blonden verneigen. Glückliche Reise, Frau Direktor!"

Isabel lachte laut auf.

Er blickte sie verdutzt an.

Sie lachte immer noch, der Uebermut hatte sie fest in seiner Gewalt.

Max Gehrke, der gar keine Lust verspürte, vor dem vornehmen Herrn noch gewissermaßen im letzten Augenblick als Schwindler dazustehen, entschuldigte sich lebhaft.

„Meine Frau ist noch nicht an den Titel Frau Direktor gewöhnt, wir sind noch nicht lange verheiratet."

Isabel prustete vor Vergnügen.

Lothar von Brandt dachte verblüfft, daß die schöne Person doch sehr glücklich zu sein schien mit diesem etwas schmierigen Menschen, zu dem die Frau mit den dunklen Zottelhaaren, die im Hintergrund herumhantierte, eigentlich viel besser gepaßt hätte.

Er beeilte sich fortzukommen, und als er wieder im Freien war, machte er sich Vorwürfe, überhaupt in den Wagen gegangen zu sein. Hätte er die Blonde lieber nicht in dieser Umrahmung gesehen! Wäre er mit der Erinnerung an den gestrigen Abend zufrieden gewesen!

Nun würde er sie immer und immer an dem von einem schmutzigen Wachstuch bedeckten Tisch sitzen sehen, eingewickelt in den fleckigen Mantel, lächelnde Blicke tauschend mit ihrem Mann.

Er lief sich müde, dachte gar nicht mehr an seine Schwester und deren Freundin.

Erst zu Tisch sah er beide.

Er war verstimmt und log, er habe ein Telegramm erhalten und müsse noch diesen Abend abreisen.

Gisela Rehren blickte ihn fragend und erschreckt an.

Als er sich dann später mit seiner Schwester allein in deren Zimmer befand, erklärte er ihr: „Ich war nahe daran, Gisela einen Antrag zu machen, aber zuletzt noch habe ich erkannt, daß es nicht geht — wir würden nicht glücklich. Ich mag keine Ehe ohne Liebe schließen!"

Greta Potter schaute den Bruder verdutzt an.

„Du hast mir doch immer gesagt, eine große Leidenschaft läge dir nicht, Lothar. Was konnte deine Ansicht so verändern?“

Die Geschwister standen auf sehr kameradschaftlichem Fuß und hatten sich von jeher gut verstanden.

Lothar von Brandt legte seinen Arm um die Schwester.

„Lache mich nicht aus, Gretalein, mach' dich nicht lustig über mich, wenn ich es auch verdiene; vor allem aber schwatze über das, was ich dir anvertrauen will, nicht zu Gisela Rehren.“

Greta sah ihn forschend an.

„Du weißt, ich bin keine Schwätzerin, aber du hast mich gespannt und zugleich ängstlich gemacht.“

Er neigte sich zu ihr nieder.

„Schwesterlein, hätte ich nicht gestern eine blonde Frau mit ein paar großen schwarzen Augen gesehen, würde ich wahrscheinlich heute mit Gisela Rehren einig geworden sein.“

Greta Potters pikantes Gesicht ward blaß.

„Du sprichst von der Vagantin? Denn so nennt man doch wohl, poetisch ausgedrückt, solche Leute?“ Sie wartete keine Antwort ab und schlug entsetzt die Hände zusammen. „Lothar, das Mädel ist schön, es ist bezaubernd, das gebe ich zu, aber so etwas paßt nicht in unsere Familie, du darfst sie nicht heiraten.“

Er lächelte bitter, ein bißchen selbstspöttisch.

„Brauchst keine Angst zu haben, Greta, gar keine Angst, denn dieses bildschöne Mädel ist kein Mädel, sondern die zweite Frau des Clowns, der da gestern mit heiserer Stimme blöde, alte Witze riß. Er ist zugleich der Besitzer des ‚Weltunternehmens‘.“

Greta sah ihn ungläubig an.

„Du, wer hat dir denn den Bären aufgebunden? Denn es wäre ja wirklich zu dumm, wenn dieses halbe Kind die Frau des Ekels sein sollte, um es unverblümt beim rechten Namen zu nennen.“

„Sie ist tatsächlich seine Frau! Ich sprach das Ehepaar selbst, als ich diesen Morgen zufällig dazu kam, wie der Zirkus abgebrochen wurde,“ gab er zurück.

Die Schwester, die ihm anmerkte, daß er sehr erregt war, sagte leise und zärtlich: „Armer Bub', sie hat dich arg gepackt, die Liebe! Aber das süße Frauchen wird auch nicht besonders glücklich sein mit dem Menschen.“

Da lachte Lothar von Brandt noch bitterer auf.

„Ganz närrisch sind die beiden ineinander verliebt, geradezu widerlich ist's! Fortwährend tauschen sie Blicke und lächeln sich an.“ Er strich sich über die Stirn. „Lassen wir jetzt das Thema, ich muß über die Geschichte weggekommen. Aber Gisela Rehren heiraten kann ich nicht, das bring' ich nicht fertig.“

Ein paar Tage nach Lothar von Brandt reisten auch die beiden Freundinnen ab. Gisela wollte heim nach Berlin. Sie war zornig und verstimmt. Auf ihre Art hatte sie den Bruder Gretas geliebt; nun der bestimmt erwartete Antrag ausgeblieben, haßte sie ihn.

Ob diese Zirkustiese vielleicht mit Lothar von Brandts verändertem Wesen zusammenhing?

Aber der Zirkus hatte gar keine Vorstellung mehr gegeben. Die dreihundert Mark hätte sie sich eigentlich sparen können.

* * *

Isabel ging wenig tagsüber aus; sie fürchtete, irgend jemand von den Zirkuszuschauern könnte sie wiedererkennen, und besonders fürchtete sie, dem Blick von ein paar Männeraugen zu begegnen.

Sie war stets froh, wenn sie nach kurzen Spaziergängen wieder mit der Tante unbehelligt heimkehrte.

Die Tage verrannen still und friedlich, und Isabel wunderte sich über sich selbst, weil sie gar keine Lust verspürte nach irgendwelchen Abwechslungen wie früher.

Sie lag stundenlang im Garten in einer Hängematte. Oro saß dann auf ihrer Schulter, ließ sich schaukeln, und beide sannen.

Isabel war es manchmal, als hätte sie sich damals nicht für die Frau Max Gehrkes ausgeben dürfen. Damals hatte sie alles, was damit zusammenhing, als netten, kleinen Ulk betrachtet, jetzt schien es ihr nicht mehr so.

Der Gedanke war ihr peinlich, daß jener Mann hatte glauben können, sie wäre wirklich die Frau des Clowns.

Sie hatte gelacht bei der Lüge, und der schlanke Mann mit den grauen Augen verachtete sie wohl.

Und dann lachte sie plötzlich hell auf, so daß Oro seine Affenöhrchen spitzte. Was konnte ihr an der Meinung eines Menschen liegen, den sie doch niemals wiedertreffen würde!

Dennoch freute sie sich auf die Abreise nach Worms. Helene Kornelius hatte eigentlich ein wenig gefürchtet, Isabel würde sich gelegentlich des Kuraufenthaltes irgendeinen kleinen Streich leisten, und war nun angenehm enttäuscht.

Sie ahnte ja nichts davon, daß sich Isabel als ausübendes Mitglied einer Wanderarena und als Gattin des „Direktors“ betätigt hatte.

7. Kapitel.

Isabel saß in ihrem Schlafzimmer und bürstete ihr Haar. Sie blickte dabei in den hübsch geschliffenen Spiegel des mit weißen Mullvorhängen umgebenen Toilettetisches und seufzte.

Sie war mit der Tante zu einem Kränzchen geladen und langweilte sich schon im voraus. Seit die Tante mit ihr von Soden zurückgekehrt war nach Worms, war man bald hier, bald dort eingeladen. Isabel wurde überall liebenswürdig aufgenommen, aber sie konnte nicht warm werden.

Die Dinge, von denen hier die jungen Mädchen ihres Alters sprachen, schienen ihr nebensächlich.

Sie redeten von Kleidern und den jungen Herren ihrer Kreise, vom Theater im nahen Mannheim und schwärmten für Filmhelden.

Und von dem, was ihr Denken in Anspruch nahm, sollte sie nicht reden. Die Tante hatte sie gebeten, nicht zuviel vom Zirkus ihres Vaters zu sprechen.

Sie erhob sich und schlüpfte in das bereitgelegte weiße Kleid. Es war einfach gearbeitet, aber von weichstem Seidenkrepp. Darüber kam ein schwarzer Seidenmantel mit breiter Borte in Gestalt eingestickter Rosen. Nun mußte sie noch das weiße Samthütchen aufsetzen.

Oro wollte mit, er hockte sich auf ihre Schulter und blinzelte freundschaftlich.

Isabel seufzte noch tiefer als vorhin.

„Oro, ich kann dich nicht mitnehmen,“ erklärte sie ihm in spanischer Sprache und drückte das rauhaarige Köpfchen des kleinen Gesellen an ihre Wange. „Du mußt hier bleiben. Aber hoffentlich dauert die Geschichte nicht zu lange, ich bin froh, wenn ich wieder bei dir sein kann. Sieh, querido, ich habe dir Nüsse hingestellt und allerlei zum Spielen, sei lieb und mach' keinen Unfug, bis ich wiederkomme.“ Sie nahm das Tier in die Arme und wiegte es hin und her. „Du frierst, Oro, sei nicht traurig, ich friere auch. Wir möchten beide in die Heimat, wo es warm ist.“

Tine klopfte.

„Die Frau Geheimrat meint, es sei die höchste Zeit!“ Sie lächelte. „Wie Sie wieder schön aussehen, Fräulein Isabel, so elegante Kleidung haben hier die jungen Damen nicht.“

Sie schritt um das junge Mädchen herum.

Oro sprang auf ihre Schulter. Die dicke Tine war jetzt seine gute Freundin, bei der er oft in der Küche saß, weil sie immer einen Leckerbissen für ihn hatte.

Helene Kornelius und ihre Nichte verließen das Haus.

Sie gingen nebeneinander durch die Promenadenwege. Zu ihren Füßen raschelte das Herbstlaub, das in der kargen Nachmittagssonne manchmal wie mattes Gold aussah.

Der mächtige Dom reckte sich breit und dunkel gegen den grauen Himmel, und Isabels Sehnsucht nach dem Land, über dem sich der Himmel, von einer kurzen Regenzeit abgesehen, in ständig leuchtendem Blau spannte, wuchs übermächtig.

(Fortsetzung folgt)

Begegnung fünf Minuten vor zwölf

Skizze von Georg Wagener

Diese hoffnungslosen Stimmungen kehrten jetzt oft wieder. Ein Jahr, zwei Jahre lang hatte Kurt Wenderholt sich gegen die Verzweiflung zu wehren gesucht. Denn er wußte, nahm sie erst von ihm Besitz, nistete sie sich in einem Winkel seines Denkens ein, so war er ihr bald restlos verfallen, bald verloren.

Der Kampf war schwerer als damals in Frankreich im Schützengraben. Dort stand das Muß hinter jedem und stützte ihn, dort stärkte die Kameradschaft den Willen des einzelnen, dort wußte jeder, wo der Feind und der Tod waren.

Jetzt aber schlich die Verzweiflung im Verborgenen um den Menschen, jetzt gab es keine Kameradschaft mehr, und einer unter den Tausenden von Erwerbslosen, die sich in den Gängen und Zimmern und Höfen des Arbeitsamtes drängten, war abgestumpft wie der andere oder verbissen im Haß gegen jene, denen es besser ging.

Zwei Jahre dauerte schon dieser Kampf, den Kurt Wenderholt gegen die Hoffnungslosigkeit führte, und nun erlag er ihr. Er konnte sich kaum noch wehren. Er fühlte, wie der Feind von ihm Besitz ergriff, und doch hatte er nicht die Kraft, die Fesseln, die sich immer enger um ihn schlossen, zu sprengen. Er war müde geworden. Müde wie jeder Hoffnungslose.

Er wußte nicht, warum er noch leben sollte. Besser wurde es doch nicht. Er war ausgestoßen aus der Volksgemeinschaft und würde nie mehr den Weg dorthin zurück finden. So gab es nur eine Lösung für ihn: „Schluß machen! Für immer Schluß!“

Deshalb stand Kurt Wenderholt an diesem trüben Märztag in den Anlagen am Flußufer. Dort unten gurgelte das trübe Hochwasser der Schneeschmelze, und seine Melodie war verlockend: „Ruhe, Ruhe, Ruhe.“ Ja, dort unten war die Ruhe, die Erlösung für immer, das ewige Vergessen. Warum also noch zögern?

Kurt Wenderholt legte beide Hände auf die Brüstung der Ufermauer. Ein Blick noch auf diese Welt, und der Abschied von ihr fiel ihm um so leichter!

Ein Blick nur? Nein, unmöglich! Denn dort drüben stand ein Mädchen, und das fesselte plötzlich Kurt Wenderholts ganze Aufmerksamkeit. Es hatte wie er die Hände auf die Brüstung gestützt. Es beugte den Oberkörper vor und sah in das Wasser hinunter. Kein Zweifel, es wollte seinem Leben ein Ende machen.

Das sagte die ganze Haltung, der stumpfe Blick. Der Entschluß war gefaßt. Es fehlte vielleicht nur noch eine winzige kleine Ueberwindung, um ihn auszuführen.

Aber zu dieser Ueberwindung durfte es ja gar nicht erst kommen! Kurt Wenderholt ließ die Brüstung fahren; er dachte nicht mehr daran, daß der Fluß dort unten ihn selbst lockte. Er sah nur ein Menschenleben in Gefahr.

So ging er rasch auf das Mädchen zu. Er lief beinahe. Er schritt langsamer, als die Gestalt dort drüben ihn kommen hörte und wie erschrocken aufsah. Doch gleich darauf hatte sie sich in der Gewalt, sah fast gleichgültig über das Wasser, und nur eine leichte Röte verriet ihre Verlegenheit.

Kurt Wenderholt fehlte plötzlich der Mut, das Mädchen anzusprechen. Wenn es ihn nun etwa auslachte? Oder fortschickte: „Kümmern Sie sich nicht um anderer Leute Angelegenheiten!“ Er hatte ja gar kein Recht, sich in ihre Sachen zu mischen. Wer sagte ihm, daß er sich nicht irrte? Er ging schweigend an dem Mädchen vorüber.

Doch schon nach fünf Schritten wandte er sich unvermittelt. Denn er hatte den Blick des Mädchens in seinem Rücken verspürt, wußte, daß es ihn forthaben wollte, um ungestört zu sein, allein mit dem Fluß und dem Tod. Und jetzt las er das gleiche in den Augen des erschrockenen Mädchens. Es fühlte sich auf schlechter Tat ertappt.

Da gab es für Kurt Wenderholt keine Hemmung mehr. Er wußte selbst nicht recht, wie und warum er es sagte: „Sie dürfen nicht Selbstmord begehen! Das ist eine Sünde, eine grenzenlose Feigheit. Sie müssen weiterleben! Sie sind jung und können den Kampf aufnehmen. Hören Sie, Sie dürfen sich nicht das Leben nehmen.“

Mitten in seinem Wortschwall wunderte Kurt Wenderholt sich über sich selbst. Hatte er nicht eben auch Selbstmord begehen wollen? Was wollte er denn nun von dem Mädchen? Wie kam er dazu, einer Leidensgefährtin des gleichen Vorhabens wegen Vorwürfe zu machen.

Leidensgefährtin! Da war plötzlich das Wort, das alles erklärte. Das gemeinsame Leid verband ihn mit diesem verzweifelten, hoffnungslosen Mädchen. Und diese Verbundenheit legte ihm Pflichten auf. Vor ein paar Minuten noch ging es nur um sein Leben, das nichts wert war. Jetzt stand noch ein anderes auf dem Spiel, und das durfte nicht verloren gehen, ohne daß er es zu retten versuchte.

Das Mädchen hatte den Kopf geschüttelt: „Lassen Sie mich doch!“ Aber Kurt Wenderholt ließ es nicht. Er griff nach den Händen, die sich wehren wollten: „Kommen Sie fort von hier!“ Das Mädchen sträubte sich, doch der Widerstand wurde schwächer und erlahmte schließlich unter den Bitten des Mannes: „Komm, komm, Du darfst Dein Leben nicht von Dir werfen. Es gibt doch sicher noch jemand, dem es etwas wert ist.“

Das Mädchen weinte. Es war ein Schluchzen, das nicht wußte, ob es nach Befreiung rang oder eine aufkeimende Hoffnung ersticken wollte. Es war das Weinen der Hilflosigkeit. Es war das Schluchzen, das nur durch hemmungsloses Vertrauen geweckt wird und zwei Menschen in wenigen Augenblicken fester verbindet als Jahre der Freundschaft. Es war das Weinen der willenlosen Ergebung in den stärkeren Willen des anderen.

Das Mädchen ließ sich widerstandslos von Kurt Wenderholt durch die Anlagen führen, fort vom trüben, gurgelnden Hochwasser.

Er setzte sich auf eine einsame Bank und zog das Mädchen neben sich. Und während es leiser und leiser weinte, sagte er, wie es noch vor wenigen Minuten um ihn selbst gestanden habe und wie ihn die Erkenntnis beglücke, daß sein Leben doch noch wert genug gewesen sei, um ein anderes zu retten: „Das Schicksal will nicht, daß wir uns töten; denn sonst hätte es uns nicht im letzten Augenblick zusammen geführt.“

Er sprach noch lange, auch dann, als das Mädchen längst nicht mehr weinte und ihm schweigend zuhörte. „Siehst Du“, sagte er und wunderte sich auch jetzt noch nicht über die vertrauliche Anrede, „siehst Du, allein waren wir beide nichts. Einer mußte erst dem anderen helfen, und zusammen sind wir stark genug zum Leben. Vorhin waren wir verzweifelt, weil wir kein Ziel mehr vor Augen sahen. Jetzt haben wir eins: Unsere gemeinsame Zukunft. Willst Du?“

Da fiel ihm erst ein, daß er sie schon duzte und noch nicht einmal ihren Namen wußte. Aber das war ja nur Formsache: „Wie heißt Du?“ — „Traute.“ Sie hatte dabei ein Gefühl der Verwunderung: Kannten sie sich nicht schon so unendlich lange, daß sie Kameraden geworden waren, die Seite an Seite gegen das Leben kämpfen wollten? Und nun wußte er nicht einmal ihren Namen. Doch dann fiel ihr ein, wie alles gekommen war, und sie sagte noch einmal: „Traudel nannten mich alle, die mir einmal nahe standen.“

Er nahm ihre Hand: „Traudel, willst Du mit mir kämpfen um unsere Zukunft?“

Das Mädchen erwiderte kein Wort. Es beugte den Kopf zu Kurt Wenderholt hinüber, und der Kuß war für beide das natürlichste aller Versprechen.

100 Jahre gearbeitet

Mancher Leser wird lächeln, wenn er diese Ueberschrift liest und meinen, daß er erstens gar nicht so lange Zeit zum Arbeiten und noch viel weniger Lust dazu hätte. Doch es hat schon etwas für sich. Zumindestens hat das Mr. Michael Coughlan bewiesen, Englands ältester Mann, der dieser Tage gestorben ist. Er war in den letzten Jahren das Ziel so vieler Menschen, die alle von ihm das Geheimnis des Altwerdens erfahren wollten.

Wer ihn fragte, der bekam fast regelmäßig die Antwort: „Arbeiten Sie 100 Jahre lang, dann werden Sie genau so alt wie ich!“ Dabei hatte er aber ein eigentümliches, beinahe spöttisches Lachen in seinen Mundwinkeln, als ob er sagen wollte: „Ihr übermodernen Menschen wißt ja gar nicht, was arbeiten heißt.“

Jedenfalls, Mr. Coughan hatte schon mit zehn Jahren angefangen, für den Broterwerb zu arbeiten. Er mußte, ob er damals vielleicht auch nicht so gern gemacht hatte.